

(Nachdruck verboten.)

10]

Der Sumpf.

Roman von Upton Sinclair. Autorisierte Uebersetzung.

Marija hat eine Bekannte, ihr zu sagen, was unter dem Felde stand; diese übersehte geläufig: „Versorg dein Nest mit Federn“, und fuhr fort zu berichten, daß man alle für ein Zimmer nötigen Federn zu dem lächerlichen Preise von 75 Dollar haben könne. Die wichtigste Sache stellte dabei aber die geringe Summe dar, die man anfänglich zur Akzeptierung des Anerbietens brauchte. Den Rest konnte man in jedem Monat mit einigen Dollar begleichen. Unsere Freunde aber brauchten jetzt einige Möbel, daran war nichts zu ändern. Ihr kleiner Geldsack hatte sich jetzt jedoch derart verringert, daß sie vor Sorge darüber kaum zu schlafen vermochten. So saßen sie denn in diesem Abzahlungsvorschlag so etwas wie ihre Rettung. Es gab freilich auch hierbei wieder angstvolle Momente und Elzbieta mußte den Vertrag mit unterzeichnen, aber dann konnte Jurgis eines Abends die atemraubende Mitteilung gemacht werden, daß die Möbel angekommen und glücklich im Hause aufgestellt waren. Ein Wohnzimmer mit vier, ein Schlafzimmer mit drei Möbelstücken. Ein Eßtisch und vier Stühle, ein Waschservicé, wundervoll mit Rosen bemalt, einiges Geschirr, ebenfalls mit Rosen usw. Eins von den Geschirren hatte man beim Auspacken zerbrochen vorgefunden, und Dnas erstes Geschäft am nächsten Morgen bestand darin, es umzutauschen. Auch war die Lieferung von drei Souciéren zugesagt worden und zwei waren nur gesandt. Glaubte Jurgis wohl, ob die Leute sie zu betrügen versuchten?

Am nächsten Tage zog die ganze Familie in das neue Haus; als die Männer von der Arbeit kamen, aßen sie erst einen Bissen bei Aniele und trugen dann ihre Sachen nach ihrem neuen Hause. Der Weg war kaum in einer halben Stunde zurückzulegen, aber Jurgis durchschritt ihn in der Nacht zweimal, jedesmal mit einer großen Last von Matratzen und Bettstücken auf dem Kopf, mit Bündeln voll Kleider und gefüllten Säcken.

In anderen Städten als gerade in Chicago wäre er wohl in Gefahr gekommen arretiert zu werden, aber der Polizist in Badingtown war offenbar an solche Umzüge gewöhnt und begnügte sich mit gelegentlichen, flüchtigen Prüfungen. Es war wunderbar, wie fein das Haus aussah mit all den Sachen darin, selbst bei dem matten Schein einer Lampe. Es war ein wirkliches Heim und beinahe so entzückend wie das Anpreisungsschreiben es geschildert hatte. Dna tanzte vor Freuden umher, und sie und Marija nahmen Jurgis am Arm und führten ihn durch alle Zimmer, setzten sich auf jeden Stuhl und verlangten von ihm dasselbe. Ein Stuhl fraßte unter seiner Last; die Frauen schrien vor Schrecken auf. Sie weckten damit das Baby und brachten das ganze Haus auf die Beine.

Alles in allem war es ein herrlicher Tag, und obwohl sie sehr müde waren, saßen Jurgis und Dna noch lange auf, ganz zufrieden einander an der Hand haltend und sich entzückt im Zimmer umsehend. Sie sollten nun ja bald verheiratet werden, sobald nur alles geordnet werden konnte und eine kleine Summe Geld erspart sein würde. Und dieses hier war ihre Heimat — das kleine Zimmer dort war ihr eigen! Wahrhaftig, ein schier nie endendes Entzücken hatte sich auf das kleine Haus niedergesetzt. Sie hatten ja kein Geld, um es für Vergnügen auszugeben, aber das Kaufen auch der aller-notwendigsten Dinge war stets ein Fest für Dna. Der Kauf mußte immer spät abends geschehen, damit Jurgis mitgehen konnte, und wenn es sich auch nur um einen Pfefferstreuer oder um ein halbes Dutzend Gläser für 10 Cents handelte, es war genug für eine Expedition.

Am Sonntagabend kamen sie mit einem großen vollgepackten Korbe heim, und breiteten die Sachen auf dem Tische aus, während alle staunend rund herum standen und die Kinder auf die Stühle netterten und stellten, aufgehoben zu werden. Da war Zucker und Salz, Tee und Zwiebäde, eine Büchse mit Schmalz und ein Milchkübel, eine Scheuerbürste und ein paar Schuhe für den zweitältesten Knaben, eine Kanne mit Del und Hammer und Nägel. Die Nägel wurden in die Wände der Küche und Schlafkammer geschlagen, um

Sachen daran zu hängen. Bei jedem Nagel gab es einen Familienrat, wo er angebracht werden sollte. Jurgis probierte den Hammer und verlegte sich dabei den Finger, weil der Hammer viel zu klein war und er wurde beinahe zornig, weil Dna es nicht zugelassen hatte, daß er 15 Cents mehr für einen dickeren Hammer anlegte. Jetzt mußte sie es selbst mit dem Hammer versuchen. Sie verlegte sich den Daumen und schrie. Aber mußte deshalb gleich durchaus der Daumen von Jurgis geküßt werden? Als endlich alle einen Versuch gemacht hatten, waren die Nägel eingeschlagen und die Sachen aufgehängt. Jurgis war mit einer großen Packkiste auf dem Kopfe heimgekommen; er schickte jetzt Konas weg, um noch eine andere zu holen, die er auch gekauft hatte; morgen wollte er aus den Kisten eine Seite herausnehmen, Fächer hineinmachen und sie dann als Schränke und Wörte in die Schlafkammer stellen.

Uebrigens hatte das angekündigte Nest nicht gerade so viele Federn aufzuweisen, als für so viele Vögel nötig waren. Den Eßtisch hatten sie nämlich in die Küche gestellt und das Wohnzimmer wurde als Schlafzimmer für Zeta Elzbieta und ihre Kinder benützt. Sie und die beiden jüngsten schliefen in einem Bette; die anderen drei hatten eine Matratze auf dem Fußboden. Dna und ihre Cousine schleppten eine Matratze in das Wohnzimmer und schliefen dort. Die drei Männer wie der älteste Knabe schliefen in dem anderen Zimmer. Sie hatten aber im Augenblick nur den Fußboden, um darauf zu ruhen, aber selbst so schliefen sie fest — ja Zeta Elzbieta mußte jetzt mehr und kräftiger als sonst an die Tür klopfen, um sie ein Viertel nach 5 Uhr zu wecken. Sie hatte dann einen großen Topf voll heißen schwarzen Kaffee bereit und Hafermehl, Brot und gekochte Würstchen. Dann machte sie ihnen ihre Mittagbüchsen zurecht, legte mehrere Scheiben Brot mit Schmalz hinein — Butter konnten sie nicht bestreiten, aber Zwiebeln und ein Stück Käse — und so wanderten sie fort zur Arbeit.

Es schien Jurgis, als wenn er jetzt zum erstenmal wirklich arbeitete; er hatte zum erstenmal etwas zu tun, was ihn ganz in Anspruch nahm. Als er mit seinen Leuten oben auf der Galerie gestanden und die Männer an den Fleischbänken arbeiteten, hatte er sich über die Eile und Kraft gewundert, womit sie wie wunderbare Maschinen arbeiteten. An die Blutarbeit dachte er damals nicht, das kam erst, als er selbst das Bluthandwerk anfang und seinen Rock auszog. Da sah er die Dinge in anderem Lichte, er sah sozusagen die Innenseite. Das Tempo, das sie hier hatten, erforderte die volle Tatkraft eines Menschen von dem Augenblicke an, wo der erste Stier fiel bis zu den Tönen der Mittagspfeife und wieder von halb eins bis — der Himmel wußte es allein, bis zu welcher Stunde des Abends. Da gab es keinen Augenblicke Ruhe für den Mann, nicht für sein Auge, nicht für seine Hand, nicht für sein Hirn. Jurgis sah, wie die ganze Sache inszeniert wurde. Einige Arbeiter gaben das Arbeitstempo an; für diese Posten waren Männer ausgewählt, denen hoher Lohn gezahlt wurde und die häufig wechselten. Diese Schrittmacher waren leicht zu finden. Sie mußten unter den Augen der Aufseher arbeiten und schufteten wie Besessene. Man nannte das „die Wände antreiben“, und wenn irgend einer dieses Arbeitstempo nicht einhalten konnte — so standen draußen Hunderte, die bettelten, man solle es mit ihnen versuchen.

Jurgis focht das nicht an; im Gegenteil, es gefiel ihm. Hier brauchte er nicht mit den Armen um sich zu schlagen, wie er es bei seiner früheren Arbeit hatte tun müssen. Er lachte innerlich über sich selbst, wenn er die Reihe herunter raste und dabei hin und wieder einen raschen Blick auf seinen Vordermann warf. Seine Arbeit war ja nicht gerade die angenehmste, aber es war nützliche Arbeit. Und was kann ein Mann besseres vom Leben verlangen als etwas Nützlich-tun dürfen — und guten Lohn dafür bekommen.

So dachte Jurgis, so sprach er auch in seiner geraden, freien Weise, merkte aber zu seinem Erstaunen, daß ihm das von seiner Umgebung verargt wurde, denn die meisten Männer hatten eine andere Ansicht von der Sache. Es verwirrte ihn förmlich, als er zum erstenmal entdeckte, daß die meisten Männer ihre Arbeit geradezu haßten. Sie haßten die Aufseher und sie haßten die Eigentümer. Sie haßten den ganzen

Platz, die ganze Nachbarschaft, ja die ganze Stadt — mit einem alles umfassenden bitteren, scharfen Haß. Frauen und kleine Kinder waren dem Fluch verfallen — alles war verwünscht, verflucht wie die Hölle, alles hier war verwünscht! Als Jurgis sie fragte, was sie eigentlich meinten, wurden sie argwöhnisch und begnügten sich mit der Antwort: „Laß nur gut sein, Du bist nun einmal hier und wirst es schon selbst finden.“

Vor allem aber konnte sich Jurgis das Problem der „Gewerkschaften“ nicht lösen. Er hatte keine Ahnung von solchen Sachen und mußte es sich erst erklären lassen, daß die Männer sich zu solchen Verbänden zusammenschließen, um für ihre Rechte zu kämpfen. Jurgis fragte, was sie unter diesen Rechten verstanden, — er fragte ganz treuherzig, weil er nicht die geringste Idee von irgend einem Rechte hatte, — außer dem Recht, sich Arbeit zu suchen, und dann zu tun, was ihm befohlen ward. Seinen Mitarbeitern ging gewöhnlich bei seinem harmlosen Gebräue die Geduld aus, sie nannten ihn einen Narren. Eines Tages kam ein Abgesandter der „Fleischergewerkschaft“ zu ihm und wollte ihn als Mitglied gewinnen. Als aber Jurgis dann erfuhr, er solle sich von einem Teile seines Geldes trennen, wurde er sehr zurückhaltend. Der Abgesandte, ein Irländer, der nur wenige Worte Litauisch verstand, wurde wütend und fing an zu drohen. Zuletzt geriet Jurgis in noch größere Wut und ließ deutlich durchblicken, daß mehr als ein Irländer dazu nötig sei, ihn in den Verband zu pressen. Allmählich erst lernte er verstehen, was für einen Endzweck die Männer mit ihren Gewerkschaften verfolgten: die Hebearbeit sollte aufhören! Sie taten ihr Bestes, um eine Verlangsamung der Arbeit zu erlangen, weil viele unter ihnen waren, die die Last nicht ertragen konnten, durch die sie geradezu tot gemacht wurden. Jurgis aber hatte keine Neigung für solche Ideen. Er konnte die Arbeit leisten, meinte er, also mühten es auch andere, wenn sie wirklich etwas taugten. Wenn nicht, konnten sie ja einfach anderwärts hingehen. Jurgis hatte nicht in Büchern studiert, er konnte das Wort „Sichgehenlassen“ nicht einmal aussprechen, aber er war weit genug in der Welt herumgekommen, um zu wissen, daß ein ganzer Mann für sich selbst einstehen muß.

Doch es hat Philosophen und einfache Männer gegeben, die auf Molthus schwuren und nichtsdestoweniger zu der Gültkaffe der Hungerleider beisteuerten. So war es auch mit Jurgis bestellt, der für keine umstürzlerische Idee zu haben war und doch mit Trauer im Herzen umherging, weil sein armer alter Vater sich irgendwo auf den Höfen herumdrückte, um irgend eine Arbeit zu finden.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Wirtshäuser und Trinkstuben im Mittelalter.

Im heutigen Wirtschaftsleben stehen Schenke und Herberge einem jeden, sei er nun Fremder oder Einheimischer, gleichertweise zum Besuche offen. Nicht so im Mittelalter. Damals gestaltete man den Gasthaus- und Wirtshausbesuch in der Hauptsache nur den Ortsfremden und Reisenden. Die einheimischen, ansässigen Bürger waren auf den Besuch ihrer kastenmäßig geschiedenen Geschlechter- und Handwerker-Trinkstuben beschränkt, deren Besuch hinwiederum einem Fremden verboten war. Trugen Gasthäuser und Wirtshäuser einen öffentlichen Charakter, so gliehen die städtischen Trinkstuben geschlossenen Gesellschaften, die in ihren eigenen oder gemieteten Räumen die Schankgerechtigkeit ausübten. Der Charakter als Trinkstube selbst sollte dabei nach Ansicht der mittelalterlichen Staatsgewalt durchaus in den Hintergrund treten. Die Trinkstube diente politischen und militärischen Zwecken, sie sollte den Rat jederzeit in die Lage setzen, die Handwerker überwachen und an ein für allemal festgesetzte Orte zusammenzurufen zu lassen. Alle Trinkstuben hatten ihren eigenen Wirt, den Stubenknecht oder Schenk. Er wurde von der Gesellschaft beauftragt, verwaltete das Haus und das Gesellschaftsgeheimnis, lieferte das Trinken „und ein gebühlich Geld“, sammelte „das Stubengeld“, d. h. die Mitgliederbeiträge zur Unterhaltung der Trinkstube usw. Im übrigen suchte die mittelalterliche Stadt- und Staatsgewalt alles zu vermeiden, was die Trinkstube irgendwie zu einer Schenke oder einem Gasthause gestalten konnte. Daher war der Mehrzahl der Handwerkertrinkstuben verboten, mit Ausnahme von feierlichen Gelegenheiten, Essen und besonders warmes Essen zu verabfolgen. Bei den Zusammenkünften durfte meistens nur Brot und Käse verabreicht werden, um Meister und Gesellen nicht den häuslichen Mahlzeiten zu entfremden und an ein Ausfliegen in der

Trinkstube zu gewöhnen. Auf den späteren Gesellentrinkstuben durften sich daher auch die Gesellen an ihren regelmäßigen Sitzungen als Ersatz für die veräumte Meistermahlzeit ihr Brot und Käse durch den Lehrbuben auf die Trinkstube bringen lassen, was sie sicherlich auch taten, da ihnen ihre eigene Trinkstube auch nicht mehr bot. Ebenso wenig sollte jemand über seine Verhältnisse hinausgehen, weshalb sowohl den Meistern wie den Gesellen das Vorgen auf der Trinkstube verboten war. In Frankfurt a. M. war es wohl den Meistern in einigen Fällen erlaubt, für eine Zeichschuld auf der Trinkstube einen Bürger „auf der Meister Recht“ zu stellen, wurde die Schuld aber nicht an dem bestimmten Tage bezahlt, so mußte für einen jeden Tag Fristüberschreitung Strafe gezahlt werden.

Noch weniger aber sollten die Bürger sich in den für die Ortsfremden bestimmten Gasthäusern und Herbergen herumtreiben. Aus diesem Grunde erklärt eine Nürnberger Polizeiverordnung aus dem 15. Jahrhundert: „Der ledige Mann, den man hier als Bürger empfängt, soll haben eigenen Rauch oder er soll sich verbinden zu einem Bürger in seine Kost auf ein Viertel des Jahres oder auf ein halbes Jahr oder mehr und soll nicht sein in eines Gastgebers Kost.“

Auch die öffentlichen Gasthäuser waren anfänglich bei ihrem Betriebe oft in die allerengsten Schranken gebannt. Selbst sie durften in Landstädten vielfach nicht einmal warm zu essen geben, sondern nur dem Gaste das, was er sich mitbrachte, kochen und die Getränke dazu liefern. Bei dem geringen Interesse, welches zumal in frühen Mittelalter seitens der öffentlichen Gewalt dem Gasthaus und Herbergswesen entgegengebracht wurde, kann es nicht Wunder nehmen, daß dasselbe bis zum Ausgange des Mittelalters nichts weniger wie alles zu wünschen übrig ließ. Wer damals eben reisen mußte, sollte sehen, wie er durchkam und sich behalf. Und wie man selbst in der Nähe der großen Städte bis zum 14./15. Jahrhundert die Straßen und Wege verlobbete ließ, um ja durch gute Wege keinem Feinde Anreiz zu einem Angriff zu geben, so kümmerte sich auch niemand um das Herbergswesen. Nur dafür sorgte die mittelalterliche Staatsgewalt, daß die Schank- und Herbergsgerechtigkeit einer Stadt möglichst sparsam verliehen wurde, damit die Gastwirte ja nicht Rot litten. Noch schlimmer stand es mit den Herbergen und Gasthöfen auf dem Lande. Oder vielmehr es stand gar nicht. Bis zum 14. Jahrhundert besaß wohl jedes größere Dorf als Regal der Guts-herrschaft eine Schenke mit einer Schankgerechtigkeit, aber fast nirgends fand sich eine Herbergsgerechtigkeit. Schon aus Gründen der öffentlichen Sicherheit war diese anfangs nur auf die Städte beschränkt. Wer eine Stadt auf seiner Reise nicht mehr erreichen konnte, mußte je nach seinem Stande entweder auf einer Ritterburg oder einem Kloster Unterkommen suchen. Und sicherlich war er dort besser aufgehoben wie in den meisten städtischen Gasthöfen und Herbergen. Gewiß mußte es in einzelnen großen Städten, die schon frühzeitig an einen großen Fremdenzufluß gewöhnt waren, wie z. B. Aachen, Frankfurt a. M., Köln, Nürnberg, Augsburg, einzelne Gasthäuser geben, wo Fremde mit außergewöhnlichem Luxus und allen für damalige Zeit möglichen Bequemlichkeiten aufgenommen wurden. Sonst ließe sich der Ausspruch des Aeneas Sylvius Piccolomini, späteren Papstes Pius II., „wo ist ein deutsches Gasthaus, wo man nicht aus Silber äßt“? einfach nicht verstehen. Dies war aber nur die Ausnahme, und zwar die sehr seltene Ausnahme. Denn alle Berichte, die wir von dem mittelalterlichen Gasthaus- und Herbergswesen, zumal aus Deutschland, übernommen haben, atmen nur bitterste Klagen über den unsauberen Zustand, die grobe Behandlung, die schlechte Verpflegung, das wilde Durcheinander, das in den damaligen Wirtshäusern herrschte. Eine lebendige Schilderung darüber verdanken wir dem Humanisten Erasmus (16. Jahrhundert), der die Eindrücke, die er auf seinen vielen Reisen empfing, gewiß mehr als einmal am eigenen Leibe erprobt hat. Er erzählt da: „Bei der Ankunft grüßt niemand, damit sie sich schäme, als ob sie viel nach Gästen fragten, denn dies halten sie für schmutzig und niederträchtig und des deutschen Ernstes unwürdig. Nachdem Du lange geschrien hast, steckst endlich irgend einer den Kopf durch das kleine Fensterchen der geheizten Stube heraus gleich einer aus ihrem Hause herausschauenden Schildkröte. In solchen geheizten Stuben wohnen sie beinahe bis zur Zeit der Sommerferien. Diesen Herausschauenden muß man nur fragen, ob man hier einkehren könne. Schlägt er es nicht ab, so ersiehst Du daraus, daß Du Platz haben kannst. Die Frage nach dem Stall wird mit einer Handbewegung beantwortet. Dort kannst Du nach Belieben Dein Pferd nach Deiner Weise behandeln, denn kein Diener legt Hand an. Ist es ein berühmteres Gasthaus, so zeigt Dir ein Knecht den Stall und auch den freilich gar nicht bequemeren Platz für das Pferd. Denn die besseren Plätze werden für spätere Ankömmlinge, vorzüglich für Adelige vorbehalten. Wenn Du etwas tadelst oder irgend eine Anstellung hast, hörst Du gleich die Rede: „Ist es Dir nicht recht, so suche Dir ein anderes Gasthaus“. Ist das Pferd besorgt, so begibst Du Dich, wie Du bist, in die Stube, mit Stiefeln, Gepäck und Schmutz. Diese geheizte Stube ist allen gemeinsam. In dieser Stube ziehst Du die Stiefel aus, bequeme Schuhe an und launst auch das Hemd wechseln. Die vom Regen durchnässten Kleider hängst Du am Ofen auf und gehst, Dich zu trocknen, selbst zu ihm hin. Auch Wasser zum Händewaschen ist bereit, aber es ist meist so sauber, daß Du Dich nach einem anderen Wasser umsehen mußt, um die eben vorgenommene Waschung abzuspülen. Kommt Du um 4 Uhr nachmittags an, so wirst Du doch nicht vor 9 Uhr speisen, nicht selten erst um 10 Uhr, denn es wird nicht eher aufgetragen

als wenn voransichtlich niemand mehr kommen kann. So sind in demselben geheizten Raume häufig 80—90 Gäste zusammen; Fußreisende, Reiter, Kaufleute, Schiffer, Fuhrleute, Bauern, Knaben, Weiber, Gesunde und Kranke. Hier kommt der eine sich sein Haupthaar, dort wischt sich ein anderer den Schweiß ab, wieder ein anderer reinigt seine Schuhe oder Reittüfel. Jenem schützt der Knoblauch auf, kurz, es ist ein Birtwarr der Sprachen und Personen wie beim Turmbau zu Babel. Wenn es schon spät am Abend ist und keine Ankömmlinge mehr zu hoffen sind, so tritt ein alter Diener mit grauem Bart, geschorenem Haupthaar, grünlischer Miene und schmutzigen Gewande herein, läßt seinen Blick still zählend, umhergehen und den Ofen desto stärker heizen, je mehr er gegenwärtig sieht. Oeffnet nun einer, ungewohnt solchen Qualms, nur eine Fensterritze, so schreit man jogleich „zugemacht“. — Antwortest Du, „ich kann's vor Hitze nicht aushalten“ — so heißt es, „such Dir ein andres Gasthaus“. — Und doch ist nichts gefährlicher, als wenn so viele Menschen, zumal wenn die Poren geöffnet sind, ein und denselben Qualm einatmen, in solcher Luft speisen und mehrere Stunden darin verweilen müssen. Nichts zu sagen von den Winden, die ganz ohne Zwang nach oben und unten losgelassen werden. Von dem stinkenden Atem gibt es viele, die an heimlichen Krankheiten, wie zum Beispiel der so häufig vorkommenden spanischen oder französischen Krätze leiden — von diesen droht größere Gefahr wie von Ausschlägen. — Der härtige Ganymed kommt wieder und legt auf so vielen Tischen, als er für die Zahl der Gäste hinreichend glaubt, die Tischtücher auf, groß wie Segeltuch. Sobald sich alle an den Tisch gesetzt, erscheint wieder der sauersehende Ganymed und zählt nochmals seine Gesellschaft ab. Dann setzt er vor jeden Einzelnen einen hölzernen Keller, einen Holzlöffel und nachher ein Trinkglas. Wieder etwas später bringt er Brot, was sich jeder zum Zeitvertreib, während die Speisen locken, reinigen kann; so sitzt man nicht selten nahezu eine Stunde, ohne daß irgend wer Essen begehrt. Endlich wird der Wein, von bedeutender Säure, aufgesetzt. Fällt es nun etwa einem Gaste ein, für sein Geld um eine andere Weinforte zu bitten, so tut man anfangs, als ob man es nicht hörte, aber mit einem Gesichte, als wollte man den ungebührlichen Begehren umbringen. Wiederholt der Gast seine Forderung, so erhält er den Bescheid: „In diesem Gasthose sind schon so viele Grafen und Markgrafen eingelehrt, und keiner hat sich noch über meinen Wein beschwert, stehe Dir nicht an, so suche Dir ein anderes Gasthaus“ —, denn nur die Adligen ihres Volkes halten sie für Menichen (Erasmus war Holländer) und zeigen auch häufig deren Wappen. Damit haben die Gäste einen Bissen für ihren bellenden Magen. Bald kommen mit großem Gepränge die Schüssel. Die erste bietet fast immer Brotkrüden mit Fleischbrühe, oder ist es ein Fast- oder Fischtag, mit Brühe von Gemüsen übergossen. Dann folgt eine andere Brühe, hierauf etwas von aufgewärmten Fleischarten oder Pöselfleisch oder eingesalzenem Fisch. Dann eine Musart, bis dem wohlgezhänten Magen gebratenes Fleisch oder gesottene Fische von nicht zu verachtendem Geschmade vorgelegt werden. Aber hier sind sie sparsam und tragen sie immer schnell wieder ab. Dann wird besserer Wein hergebracht und Käse, der ihnen nur schmachtast erscheint, wenn er stinkt oder von Würmern wimmelt. Zum Schluß tritt wieder jener Värtige auf mit der Schreibtisch in der Hand, auf die er mit Kreide einige Kreise und Halbkreise gezeichnet hat. Diese legt er auf den Tisch hin, still und träben Gesichtes wie Charon. Die das Geschreibe kennen, legen und zwar einer nach dem anderen, ihr Geld darauf, bis die Tafel voll ist. Fehlt nichts, so nickt er mit dem Kopfe. Niemand beschwert sich über eine ungerechte Feste, wer es täte, würde sehr bald hören müssen „Was wilst, Gott vordammich — was Menschen Kind bist?“ — „Du zahlst um nichts mehr als die Andern“ —

Wünscht ein von der Reife Ermüdeten gleich nach dem Essen zu Bett zu gehen, so heißt es, er solle warten, bis auch die übrigen sich niederlegen und das dauert oft bis in die tiefe Nacht hinein. Endlich wird doch jedem sein Nest gezeigt und das ist weiter nichts als ein Bett, wenn es nicht aus emer gemeinsamen Streu bestand, über die Laken gebreitet waren. Sicher aber waren die Leintücher vor sechs Monaten zuletzt gewaschen.“

Die zunehmende Mobilität der mittelalterlichen Handwerke und der damit verbundene Wanderzwang der Gesellen schuf in den Städten und teilweise auch auf dem Lande die Notwendigkeit einer neuen Art von Unterkunftsstätten für Wandernde und Reisende, die Gesellenherbergen. In der Hauptsache waren diese Herbergen mit den Trinkstuben der Gesellen eng verbunden. Denn auch die Gesellen im Handwerke hatten sich nummehr im Laufe der Zeit und nach langen schweren Kämpfen ihre eigene Trinkstube und damit wenigstens einigermaßen eine soziale Selbstständigkeit erobert. Mehr wie einmal und in mehr wie einer Stadt waren sie ihnen während des langen Kampfes wieder entzogen worden. So in Straßburg, wo der Rat verordnete, „es sollen auch alle Handwerksknechte und andere dienende Knechte hinfort keine Trinkstube oder gebingte Häuser und Gärten, auch keine Gesellschaft mehr haben, in der sie zusammengehen, es sei zu Ehren und sonst in keinem Wege bedrohlich.“ So Konstanz, wo der Rat 1390 dekretierte, „der Handwerksknechte, Pfaffen- und dienender Knecht Trinkstuben sollen abgetan sein und daß sie fürdaß keine Trinkstuben mehr in der Stadt zu Konstanz haben sollen und von ihnen fortan eine Stube leih, büßt 10 fl.“ Aber alle diese Verbote waren nutzlos. 1421 hatte Frankfurt mit Mainz, Worms, Speyer gemeinsam die Auf-

hebung der Trinkstuben der Knechte beschlossen. Kurze Zeit nach diesem Verbote finden wir doch in Frankfurt 11 Gesellentrinkstuben an, darunter die der Gartentknechte und der Sachsenhäuser Knechte. War die Trinkstube eine wirtschaftliche und soziale Notwendigkeit für das damalige Gesellentum, so war es auch die Herberge. Der wandernde Geselle mußte im voraus wissen, wo und wie er auf seinen Wanderungen Unterkunft fand. Daher war die Regelung des Herbergswesens eine der wichtigsten Aufgaben der mittelalterlichen Gesellenorganisation. Daß dies den Anforderungen der damaligen wandernden Gesellen entsprechend geschah, beweisen die geringen Klagen, die uns überliefert. Die Verpflegung und Aufnahme in den mittelalterlichen Gesellenherbergen ging in der Tat weit über das hinaus, was die heutige Zeit dem wandernden Gesellen bietet. Dafür war sie zuweilen auch nicht billig, wie denn nach einer Urkißader Schusterordnung aus dem 16. Jahrhundert die Mahlzeit auf der Herberge ohne Trinken auf 2 Groschen, das Schlafgeld auf 4 Pfennige festgesetzt war. Der Herbergsvater war gezwungen, alle Zureisenden des betreffenden Handwerkes aufzunehmen und zu verpflegen. In der Herbergsordnung von Winterthur aus dem Jahre 1621 heißt es darüber, „daß man alle Wirtstafeln in ihren Herbergen hänge und jedem Wirt seine besonderen Handwerksgefellen darin verzeichne, welche er beherbergen soll.“ — In der Folge scheint sich der Zwang für die wandernden Gesellen, unter allen Umständen eine ihnen im voraus bestimmte Herberge aufsuchen zu müssen, abgeschwächt zu haben. Denn schon 1662 heißt es in der gleichen Stadt, „wenn 2 oder 3 von ungleichen Handwerke mit einander reisen und in einem Wirtshause einzutreten begehren, so soll es ihnen freistehen und also kein Gesell gezwungen sein, wo er einkehren soll. Wenn aber ein Wirt solche nicht beherbergen wolle, soll der, dem sie zugeteilt, sie beherbergen.“ Also für den Herbergsvater eines bestimmten Handwerkes bestand noch der Aufnahmehzwang.

Außer der Organisation der Gesellen interessierte sich nummehr mit dem zunehmenden Wandern und Reisen auch die damalige Staatsgewalt für eine Regelung des Gasthauswesens. Früher kümmerte man sich um dieses nur im Interesse der öffentlichen Sicherheit, wie denn der Rat von Zürich 1314 befiehlt: „Jedlicher Wirt, wenn der Gast in sein Haus kommt, soll ihn heißen, sein Messer von sich zu legen. Tut er es nicht, so soll er ihm weder zu essen noch zu trinken geben.“ — Jetzt fing man an, auch die Verpflegung und Bewirtung selbst zu beaufsichtigen und in der im Mittelalter üblichen Weise zu reglementieren. 1521 bestimmt zum Beispiel eine Wirtordnung für Bern den Preis für eine Mahlzeit mit Fisch und Fleisch um 2 Groschen, für ein sogenanntes „Nachtstutter“ das heißt Abendbrot auf einen Groschen. 1531 werden in der Schweiz die Gasthauspreise insgemein einheitlich geregelt, indem festgesetzt wird: „es haben unsere Eidgenossen mitlannt uns zur Förderung des gemeinen Nutzens und zur Abstellung des großen Uebermaßes, so bisher mit unziemlichen „Uerten“ (das heißt Fischen) gebraucht worden, ein gemein Einsehen gethan und also geordnet, daß jeder Wirt in unierer Eidgenossenschaft das Mahl um 6 gute Kreuzer, die Morgenjuppe, Abendbrot und Schlaftrunk jedes um 3 kr., desgleichen ein Nachtstutter um 2 B (shill.), ein Tagstutter um 1 B, und eine Stallmut um 2 B geben solle“.

1669 wird in Winterthur folgende Wirtstaxe vorgeschrieben: „Jeder Wirt solle nicht nur den Handwerksgefellen, sondern auch anderen Durchreisenden, die nicht die Mahlzeit, sondern das „Pfemment“ essen, Brod, Wein, Suppe, Fleisch und anderes spezifiziert mit Kreide vorrechnen, eine Person, so über Nacht bleibt, für Schlafgeld 1 Schilling, von einer Suppe zu beschütten, so einer selbst eingeschnitten, 1 Schilling. So einer Suppe und Fleisch hat, oder für das Fleisch Gebratenes, einer Person 4 Schilling. Wein und Brod sollen jedem Gast ordentlich vorgerechnet werden, welcher das überfähre, wird gebührend gestraft.“ — A. U. d. b.

Kleines feuilleton.

ie. Der Kartoffelgrind. Die Grindkrankheit der Kartoffel ist trotz ihrer Häufigkeit lange ein vollkommenes Rätsel gewesen, und noch heute werden viele Schmarozer dafür verantwortlich gemacht, die sich bei näherer Untersuchung als völlig unschuldig erweisen. Wie leider die meisten Landleute wissen, äußert sich die Krankheit darin, daß sich an der Schale der Kartoffelnollen weißliche Flecke bilden, die nach der Entdeckung von Kühn die Fruchtträger (Sclerotien) eines Pilzes sind. Dieser Pilz hat auch den besonderen Namen Rhizoctonia solani erhalten und ist jedenfalls einer der wichtigsten Erreger des Kartoffelgrinds. Jetzt hat Güssow im Anschluß an Untersuchungen des wissenschaftlichen Komitees der englischen Gartenbaugesellschaft einen Beitrag zur Kenntnis des Kartoffelgrinds in der „Zeitschrift für Pflanzenkrankheiten“ veröffentlicht. Die Pilzansätze sind in ihrer Wirkung nicht allzu gefährlich, aber sie veranlassen doch eine Zerstörung der oberen Haut der Kartoffel und machen die Frucht damit für die Verwendung als Speise unbrauchbar, während sie als Viehfutter und in Brennereien allenfalls noch verwendbar bleibt. Wie die genauen Beobachtungen gezeigt haben, treten unter den Pilzansammlungen Furchebildungen in der Kartoffel ein. In einem und demselben Feld kann der Pilz eine große Verbreitung gewinnen und so einen entsprechenden

Schaden anrichten. Die Kiefer gelegenen Teile des Zahnes haben sich in einigen Fällen als am stärksten angestekt erwiesen, doch könnte das ein Zufall gewesen sein. Die Sporen des Pilzes sind nur sechs bis zehn Tausendstel Millimeter lang und demnach mit bloßem Auge einzeln gar nicht zu erkennen. Daß dieser Pilz sich allein dazu imstande ist, die Grindkrankheit der Kartoffel hervorgerufen, ist jetzt von Güssow durch Impfungsversuche unwiderleglich bewiesen worden. Zur Abwehr der Krankheit empfiehlt er in erster Linie eine besonders vorichtige Auswahl der Saatkartoffeln. Finden sich unter diesen solche, die den Grind aufweisen, so sollten sie nur nach Behandlung mit einer schwachen Sublimatlösung (etwa 30 Gramm Sublimat auf 45 Liter Wasser) benutzt werden. —

Theater.

Schillertheater. „Der Herrgottswarter“. Drama in drei Aufzügen von Heinrich Lilienfein. — Lilienfeins „Heilandsbraut“, die für die Aufführung in Rücksicht auf die löbliche Zensur die Umtaufe in „Maria Friedhammer“ sich hatte gefallen lassen müssen, erregte durch die gegen katholischen Glaubensfanatismus gerichtete Tendenz wie auch durch einige psychologische Züge in der Zeichnung der halbwüchsigen Titelheldin ein gewisses Interesse, so viel im übrigen Aufbau und Individualisierung zu wünschen übrig ließen, dem jungen Autor schien es Ernst zu sein; der Eindruck war, er habe etwas sagen wollen, was er mit leidenschaftlicher Anteilnahme innerlich in irgend einer Form durchlebt. Das schwäbische Bauernspiel „Der Herrgottswarter“ läßt von einem solchen persönlichen Verhältnis zu dem Gegenstande leider gar nichts verspüren. Im Handwerksmäßigen der Theaterkunst zeigt das Stück, gemessen an den Unbeholfenheiten der „Maria Friedhammer“, wohl einen relativen Fortschritt. Aber nur im Handwerksmäßigen. Nirgends ein Ausblick, Hintergründe, die den Zuschauer aus dumpfer Langeweile aufwecken, dem Denken der Empfindung irgend welchen Anreiz bieten könnten.

Ein Vater, der mit Willen und Absicht die Tochter wegen eines sexuellen Fehltrittes zum Selbstmord treibt — dies graufige Motiv, das Hebbels gewaltige Gestaltungskraft in der „Maria Magdalena“ zu meistern vermocht hat, so daß man es erschüttert als tragische, im Kern der Charaktere angelegte Notwendigkeit empfindet, wirkt in dem Lilienfeinschen Drama wie lächerliche Spielerei. Sein „Herrgottswarter“ ist ein alter Bauer, der den Liebhaber seiner Frau erschossen hat und nach verbüßter Gefängnisstrafe in sein Haus zurückkehrt, um lauend die Stunde abzuwarten, wo der Herrgott das böse Weib, das meineidig den Ehebruch gezeugt, zum Geständnis zwingen werde. Er scheint an ihr dann gleichfalls ein Exempel statuieren zu wollen. Von irgend welcher eindringenderer Psychologie, die den seine fixe Idee hartnäckig wiederholenden Alten, wenn nicht interessant, so doch einigermaßen anschaulich und verständlich machen könnte, ist nicht die Rede. Wie die Figur des Bauern, so erschöpft sich auch die der ewig leidenden Frau und der nach der Mutter Beispiel gleichfalls ehebrechenden Tochter in ein paar programmatishen Stichworten. Ueber der recht belanglosen Liebesgeschichte, und ebenso den belanglosen Episoden wird dasjenige, was, falls mit dem Schlusse mehr als ein bloßer Knalleffekt beabsichtigt gewesen wäre, entscheidend in den Vordergrund hätte rücken müssen — das seelische Verhältnis von Vater und Tochter — gänzlich vergessen. Kaum mit einem einzigen Worte ist es gestreift. Sie stehen bis es zum Klappen kommt, sich ohne jede innere Gemeinschaft, als Fremde einander gegenüber. Ein geladenes Gewehr vertritt die Rolle tragischer Notwendigkeit. Mit diesem schicksalsvollen Dinge hat es folgende Bewandnis: Der Verdacht, der auf Christine lastet, wird auf ein junges Mädchen, die Schwester von Christines Gatten abgelenkt. Was ist nun einfacher, als daß der betrogene Mann ein armer Inste, den Verführer seiner Frau, den er für den Verführer seiner Schwester hält, zu einem Ringkampf auf Tod und Leben herausfordert, — daß er, da jener sich weigert, die Sache mit Flintenkugeln zum Austrag bringen will, — daß der Liebhaber Christine anfleht, sie möge heimlich die scharfen Patronen gegen blinde vertauschen, — daß der Alte seine Tochter, gerade da sie sich aus Berl macht, ertappt. Die Schuldige muß gestehen; der Vater schaut sie, Strafe heischend, hypnotisierend an, macht eine Handbewegung zum Gewehr hin, und reuevoll, gebrochen, schleicht sie, die Waffe nach sich ziehend, hinter die Kulissen. Ein Schuß ertönt. Mit der zweiten Kugel aus dem Doppellauf tötet der Alte sich selbst.

Herr Pategg setzte seine Kraft für den Herrgottswarter, Fel. Kabitow die ihre für die Christine ein. Auch die Nebenrollen waren in der Aufführung sorgfältig herausgearbeitet. Aber die Mühe, das Tote lebendig zu machen, blieb umsonst, wiewohl es an dem üblichen Applaus nicht fehlte. dt.

Medizinisches.

hr. „Mehlkinder“. Zur vorwiegenden Ernährung der Kinder mit Mehl wird hauptsächlich in zwei Fällen gegriffen. Einmal dann, wenn bei Magen-Darmerkrankheiten der Kinder die Milch nicht mehr vertragen wird und ein Ersatz für dieselbe geschaffen werden muß, das andere Mal, wenn, wie bei den ärmeren Volksschichten, die Milch als Nahrungsmittel zu teuer erscheint und die

Mehle alsdann als die billigeren Ersatzmittel in Gebrauch genommen werden. In beiden Fällen ist eine derartige Ernährung, die vorwiegend oder ausschließlich aus Mehlen besteht, den Kindern nachteilig, weil sie völlig unzureichend ist. Denn gegenüber der Milch ist der Eiweißgehalt des Mehles zu gering, das Fett, das ebenfalls zum Gedeihen der Kinder notwendig ist, fehlt vollständig. Während nun die Kinder der ärmeren Klassen, deren Hauptnahrung das Mehl ist, vielfach der Skrofuloze und Englischen Krankheit verfallen, ist das Schicksal der Kinder, die nach einer Darmstörung Mehl als dauernde Nahrungsmittel bekommen, ein noch traurigeres. Bei Darmfataren wird die Milch, die nicht vertragen wird, durch Schleim oder Mehl ersetzt. Diese Ernährung wird aber oft beibehalten, auch nachdem die Darmstörungen aufgehört haben, sie ist jedoch völlig unzureichend. Die Folgeerscheinungen derselben sind anfangs wenig sichtbar, die Mutter wird meistens erst dann aufmerksam, wenn das Kind eine unheilbare Schädigung erlitten hat. Für den Arzt sind dagegen derartige Schädigungen auf den ersten Blick erkennbar. Die Kinder haben ein so eigenümliches Aussehen, daß Dr. Keller in Magdeburg dieselben als „Mehlkinder“ bezeichnet. Sie stehen langsam hin, ihre Haut ist trocken und weiß, haben eine schwache Herzaktivität und sind apathisch. Bei Kindern, welche durch vorangehende akute Erkrankungen zumeist schon starke Gewichtsverluste erlitten haben, bedeutet eine ausschließliche Ernährung mit Mehl oder Schleim eine hochgradige Unterernährung. Mehl und Schleim dürfen daher vorübergehend nur für einige Tage gegeben werden, nicht wochenlang. —

Humoristisches.

— Aus der Schule. „Wir haben jetzt den Satz gelesen: Die Kartoffeln kommen sowohl im Tal als auch auf den Bergen fort!“ Kannst Du dies nicht auch anders ausdrücken, Pepi?“ „Die Kartoffeln werden sowohl im Tal als auch auf den Bergen gestohlen!“ —

— Von der Schmiere. „Warum hat denn der Held seinen Monolog plötzlich abgebrochen und ist hinter die Bühne geeilt?“ „Er hatte gehört, daß dort gerade die Einnahme geteilt wurde!“ („Fliegende Blätter.“)

Notizen.

— Im Schauspielhaus erlebt heute John Lehmanns Lustspiel „Das Lied vom braven Mann“ die Erstaufführung. —

— Bierbaums neue Komödie „Der Bräutigam wider Willen“ brachte es bei der Premiere im Leipziger Stadttheater nur zu einem schwachen Achtungserfolg. —

— Im Weimarer Hoftheater fand Walter Harlans Schwank „Jahrmart in Pulsnis“ lauten Beifall. —

— Die Neue Freie Volksbühne veranstaltet am Sonntagabend in der Singakademie ihr erstes Volkskonzert (Vachbrahms-Abend). —

— Die Erstaufführung der Oper „Lalme“ von Leo Delibes in der Komischen Oper ist auf Ende nächster Woche angesetzt worden. —

— Öffentliche Vorträge im Kunstgewerbemuseum. Es sprechen: Professor Loubier über „Graphische Kunst und Reproduktion“ (Montags 8^{1/2} Uhr, Beginn 22. Oktober); Doktor R. Delbrück über „Die Baukunst des Altertums“ (Dienstags, Beginn 23. Oktober); Dr. Oskar Fischel über „Die Malerei als Dekoration des Innenraumes“ (Donnerstags, Beginn 25. Oktober). Jeder der Vortragszyklen umfaßt acht Abende. —

— Einen neuen Parasiten des Menschen hat der japanische Gelehrte Katsurada entdeckt. Der Parasit kommt besonders in bestimmten Gegenden Mitteljapans vor. Die Hauptsymptome der Krankheit, die er hervorruft, sind: Vergrößerung der Leber und Milz, krankhaftes Hungergefühl (zuweilen aber auch umgekehrt Appetitlosigkeit), Diarrhöen mit häufig schleimig blutigen Entleerungen, zuweilen auch Fieber, Anämie usw. Eine Anzahl der Patienten geht schließlich an Entkräftung zugrunde. Wie die „Amichau“ mitteilt, hat Katsurada neuerdings Eier des Parasiten im Kot von zwölf von ihm untersuchten Patienten gefunden, die an diejenige einer in Zimerafrika vorkommenden Trematoden (Saugwürmer)art erinnern. Später beobachtete er auch Eier ähnlicher Art in der Leber und der Darmwand menschlicher Leichen. Von der Erwägung ausgehend, daß Trematoden auch bei Hunden und Katzen nicht selten zu sein pflegen, schenkte Katsurada auch diesen Haustieren seine Aufmerksamkeit und fand bei einer Katze Eier in der Leber. Die pathogenen Wirkungen sieht Katsurada in der Blutentziehung durch eine größere Zahl von Blut sich nährender Parasiten, in der mechanischen Zerstörung roter Blutkörperchen und endlich in der Produktion von Giften. Die Ablage der Eier in der Leber und in der Darmschleimhaut führt zu Entzündungen und krankhaften Veränderungen der betreffenden Organe; auf welche Weise die Infektion erfolgt, steht noch nicht fest. —